

Alfred Huggenberger – Die Bauern von Steig

Kapitel 9: Die Flucht nach Ägypten

Wie ich damals die Treppe hinab über den Schulplatz und ins Unterdorf gekommen bin, weiss ich nicht. Erst beim Steinernen Platz wagte ich mich umzusehen. Die Strasse hinter mir war leer. Stamms Knecht Andrees spaltete Klaftherholz nicht weit von dem Brunnen, bei dem ich gestern Nacht auf Margritte gewartet hatte. Er rief mir nach, ob's brenne, oder ob dem Schneider Wui eine Geiss am Verrecken sei? Da besann ich mich auf meine Umgebung und fing an, langsamer zu gehen. Die Häuser zu beiden Seiten der Strasse schienen alle schon zu wissen, was ich angestellt hatte; sie standen schweigend und böse da. Kirchenpfleger Strassers Wagenschopf hatte sich sogar, wie es mir vorkam, ein wenig gegen die Gasse hinaus vorgeschoben; ich hätte mich nicht verwundert, wenn er plötzlich zu reden angefangen hätte: «Was willst du noch da auf der Strasse, wo nur rechte, ordentliche Menschen gehen? Du hast ja nicht einmal eine Kappe an!» Unwillkürlich fuhr ich mit der Hand nach dem Kopfe, – richtig, nun hing meine braune Wollmütze noch am dritten Nagel vor dem Schuleingang!

Beim Häuschen des SchneidersENZ angekommen, schlüpfte ich in den niedrigen Holzschopf hinein. Auf dem Scheitstock sitzend, überlegte ich lange, was jetzt anzufangen sei. Immer schwerer fiel die Last des Geschehenen auf mein Herz. Mein ganzes Leben hatte einen Stoss bekommen. Mein Malertraum kam mir in diesem Augenblick als eine ganz lächerliche Sache vor. Die kunstvoll aufgeschichtete Scheiterbeige neben mir, an der ich nun mehr als einen Monat gebaut hatte, und die noch gestern mein Stolz und meine Freude gewesen war, sah mich hilflos an und konnte mir nicht raten. «Warum machst du so dumme Sachen?», sagte sie. «Warum stiehst du Malschachteln und warum bist du unredlich an deinen Kameraden? Und hat dir der Lehrer nicht die Geschichte vom Schatzkästlein und die sechs Franz-Hofmann-Bücher zum Lesen gegeben?»

«Jetzt ist's halt so!», gab ich ganz laut und trocken zur Antwort.

Darauf fing ich an, die abenteuerlichsten Pläne auszuspinnen, in welchen des Schneiders alte Pistole keine geringe Rolle spielte. Zuerst baute ich mir eine Hütte aus Moos und Ästen im dunkelsten verlorensten Winkel des Tobelwaldes. Da ich mich auch da nicht genügend geschützt und geborgen fühlte, musste sich in dem verfallenen Gemäuer der Limperg-Ruine irgend ein unterirdisches Gewölbe finden. Warum denn auch nicht? Jede Burgruine, von der ich in den Franz-Hofmann-Büchern gelesen, besass ihren geheimen Gang, ihren verborgenen Schlupfwinkel, der dazu meistens als Schatzkammer gedient hatte. Es galt einfach einen von Gebüsch überwucherten Stein auf die Seite zu wälzen. Eigentlich war es zum Lachen, dass ich nicht schon früher auf diesen Gedanken gekommen war, hatte doch der alte Wagner Jochem, dem die grosse, magere Känzeliwiese samt der Ruine und dem daran stossenden Föhrenwäldchen gehörte, schon oft gesagt, er würde diese zwei Jucharten Fötzellandes nicht gegen Gemeinderat Kinspergers Nächstacker vertauschen, der doch an Kesslers Gant runde dreitausend Franken gegolten und der jetzt nicht um viertausend feil wäre; denn im Limperg lägen noch Sachen verborgen, die heutzutage kein Goldschmied mehr machen könne.

Zuviel versprach ich mir von der Schatzkammer freilich nicht. Aber ein warmer, sicherer Unterschlupf war mir auf dem Limperg gewiss. Nur ein Bedenken machte sich bemerkbar: Der Ort war auch gar zu wenig abgelegen. Aus einer noch halb erhaltenen Fensterluke hatten wir oft beim Räuberspiel nach Trüb, Nehrbach und Mettmen hinab Ausguck gehalten; und die Strasse von Trüb nach Steig herauf führt sogar, nachdem sie die Limperghöhe mit mancher schlaun Windung erstiegen hat, gemächlich mitten über die Känzeliwiese hin.

Ich wusste, dass Frau Rike an diesem Nachmittag drüben bei Äschbachers waschen half. So machte ich mich gemächlich ins Haus und in meine Kammer hinauf, wo ich mich ohne Hast anders anzog. Alles, was ich tat, geschah unter einem gewissen traumhaften Zwang. Einmal, in dem Augenblick, als ich drunten in der Stubenkammer stand und, mich über das Bett hinbeugend, nach der Pistole langte, ging mir blitzartig der Gedanke durch den

Kopf: Wenn sie dich dann irgendwo tot finden würden?... Da fiel mir etwas ein und ich sagte ganz laut zu mir selber: «Nein!» Der Pfleger Stocker hatte einmal im vergangenen Herbst, als ich im Tobelwalde spät abends mit einer Bürde Leseholz an ihm vorbei musste, zu mir gesagt: «Verlier nur den Weg, Überzahn!»

Mit leidlich gutem Mut machte ich mich über Wagners Baumgarten und über die hartgefrorenen Wiesen hinweg nach dem Känzelifussweg hinaus. Aber kaum dass die letzten Häuser um Rufweite hinter mir lagen, kam es wie eine Lähmung über mich, die Füße wollten mir am Boden festkleben. Wo wollte ich denn hin? Das Lächerliche meiner romantischen Pläne von vorhin kam mir voll zum Bewusstsein. Hatte nicht der Wagner Jochem schon hundertmal mit der schweren Kreuzhau und mit dem Hebeisen im Gemäuer des Limpergs gewühlt und gestochert und dabei nirgends die kleinste Ritze oder Lücke aufgedeckt?

Langsam schritt ich den sanftansteigenden Wiesenpfad hinan; zögernd bog ich in die Strasse ein. Nun – am Ende konnte ich es ja auch anderswie versuchen. Um halb drei Uhr war ich schon in Trüb, wenn ich mich etwas beeilte. Es war mir ein Leichtes, vor Nacht bis Nehrbach, ja bis über Mettmen hinaufzukommen. Sollten sich denn nicht irgendwo zwei gute alte Leutchen finden, die mich an Kindesstatt annahmen, wie den Sebaldu Engelhart in der Geschichte vom Schatzkästlein?

Auf dem Känzeli blies ein scharfer Wind, er schien unmittelbar von den fernen Schneegebirgen herüberzukommen, die mit ihren Spitzen über den dunkelbewaldeten Trüberberg kalt hereinragten. Die Dörfer in der Talsohle lagen in winterlicher Unfreundlichkeit da. Über die Dächer der neuen winzigen Arbeiterhäuschen wälzten sich dicke, schwarzgraue Rauchwolken hin, die einem der hohen Fabrikamine in scheinbar immer schwereren Massen entquollen. Ein Eisenbahnzug keuchte talauf, langsam, wie eine riesige braune Schnecke, die den ausgestossenen Atem als ein hässliches Anhängsel mit sich schleppt. Jetzt hielt er beim Nehrbacher Güterschuppen still, um einen andern Wagenzug, der auf glattem Geleise hochmütig und mühelos abwärts rollte, mit bösem Zischen an sich vorbeizulassen.

Wo stand nun wohl das zwischen Bäumen versteckte Haus, wo waren die zwei alten Leute Friedbert und Regina daheim, die den Sebaldu Engelhart aufnehmen würden? Mit liebloser Härte fiel mir eine Erkenntnis aufs Herz: das Leben trägt ein ganz anderes Antlitz als das, womit es uns aus schönen Büchern ansieht.

Es fröstelte mich. Ich wandte mich seitwärts nach der Ruine hinüber und freute mich, in dem Gemäuer einigen Schutz vor dem rauhen Winde zu finden. In der schwachen Hoffnung, es könnte vielleicht doch irgendein Wunder geschehen, wälzte ich da und dort einen Stein von seiner Stelle, fand es aber ganz selbstverständlich, dass nichts dabei herauskam.

Da bemerkte ich auf einem der noch stehenden Mauerreste einen mit Rotkreide gezogenen Kreis mit einem kleinen Brettstück als «Zweck» in der Mitte. Wir hatten uns im vergangenen Sommer einmal da oben im Armbrustschiessen geübt.

Ob ich den «Zweck» mit meiner Pistole auch treffen würde? Diese Frage drängte vorläufig alle andern in den Hintergrund. Sogleich nahm ich die Waffe, die ich inzwischen fast vergessen hatte, aus ihrem Gewahrsam und versicherte mich, dass sie geladen und mit einem Zündhütchen versehen war. Ich zielte lange, wie ich das bei Gustav Stamm gesehen, der als Guide einen Ordonnanzrevolver besass und oft für sich allein im Tobelholz Schiessübungen machte. Nachdem der Schuss verhallt war, stellte ich mit Genugtuung fest, dass der «Zweck» einige Schrottritzen aufwies.

Mein Selbstbewusstsein war durch diesen Treffschuss bedeutend gestiegen. Ich fand, es sei eigentlich nicht unbedingt notwendig, dass ich mich wegen eines einzigen kleinen Fehlers vor dem Lehrer und vor dem ganzen Dorf verkriechen müsse; besonders, da ich wirklicher Bürger von Steig war, während der Lehrer und sogar Hans Kinspergers Vater tatsächlich zu den Hintersässen gehörten, die, wie der Schneider Enz oft betonte, froh sein mussten, dass man sie in der Gemeinde litt. Bei diesen Erwägungen dachte ich unbewusst an den warmen Ofen daheim in Enzens Stübchen; an den grünen Kachelofen, auf dessen breitem Rücken man sich mit so wunderbarem Behagen strecken und wärmen konnte. Und um fünf Uhr stand die dampfende Zinnkanne mit dem Milchkaffee auf dem

Tisch, daneben die gelbe, weissgetüpfelte Platte mit gerösteten Kartoffeln! Das Wasser lief mir ordentlich im Munde zusammen. So gründlich satt bin ich in jener Zeit nie gewesen, dass mich nicht der Gedanke an etwas Essbares in irgendeinem Entschluss hätte wankend machen können. Ich stocherte noch ein wenig mit den Schuhspitzen im Gestein herum, schlenderte dann ins nahe Föhrengelölz hinüber und überzeugte mich, dass der Wind das Eichhornnest, das wir im Herbst entdeckt, noch nicht heruntergerüttelt hatte. Es überkam mich eine starke Neugier, ob ich vielleicht das Eichhorn jetzt schlafend in der Reisigballe antreffen würde. Kurzerhand kletterte ich am Stamm der mässig hohen Föhre empor, erreichte das Nest nicht ohne Mühe, fand aber nichts darin und warf es ärgerlich vom Baume hinab. Wieder auf dem festen Boden angelangt, bestätigte ich wie etwas Selbstverständliches den fertigen Beschluss, ins Haus zur «Wacht» zurückzukehren, natürlich mit dem Umweg über Gehren, um nicht vor beendeter Schulzeit daheim einzutreffen. Den Wäldihof, an den ich auch einen Augenblick gedacht hatte, schlug ich mir ganz aus dem Sinn. Die Base Käther hatte schon lange Zeit nichts von sich hören lassen; ich wusste von meinem Pflegevater, dass sie mit offenen Füßen im Bette lag. Hätte er mir gesagt, dass sie ihm erst gestern acht Franken geschickt und ein Brieflein dazu, er solle mich recht gut halten, dann hätte ich mich trotz meiner Furcht vor dem Götti dort hinauf gewagt.